

Frühmittelalterliche Bücher und ihre Geschichten

Typen – Texte – Traditionen¹

Norbert Kössinger

1.

Setzen wir bei einem kleinen Beispiel an: Was Sie auf der Abbildung (Abb. 1) sehen oder zumindest erahnen können, ist einer der ältesten erhaltenen Texte in deutscher Sprache überhaupt. Es handelt sich dabei um eine sogenannte Interlinearversion, eine zwischen die Zeilen des lateinischen Bibeltexes, im Kloster St. Gallen wohl noch im 8. Jahrhundert eingetragene althochdeutsche Übersetzung eines einzelnen Verses aus dem Neuen Testament, nämlich aus dem Johannesevangelium (Joh 19,38).

Text und Übersetzung ins Neuhochdeutsche seien hier zusätzlich handschriftentnah nach der Anthologie von Stephan Müller wiedergegeben:²

after deisu so pat
POST HAEC AUTEM RO-
GAVIT PILATUM IO-
SEPH AB ARIMATHI-
der uuas disco
A QUI FUIT DISCIPU-

nach diesem so bat
DANACH ABER BAT
DEN PILATUS JO-
SEPH AUS ARIMATHI-
der war Schüler
A, DER WAR EIN JÜN-

-
- 1 Der vorliegende Vortrag wurde am 23. Mai 2023 im Rahmen der Ringvorlesung „Buchkulturen. Geschichte und Gegenwart“, organisiert von Thomas Kronschräger und Dr. Wiebke Ohlendorf an der TU Braunschweig gehalten. Der Vortragsduktus ist weitestgehend beibehalten. Ergänzt sind lediglich einige wenige Nachweise, die einen Zugang zur Forschung ermöglichen sollen.
 - 2 Müller, Stephan (Hg.): *Althochdeutsche Literatur. Eine kommentierte Anthologie. Althochdeutsch / Neuhochdeutsch, Altniederdeutsch / Neuhochdeutsch*. übers. u. kommentiert von Stephan Müller. Stuttgart: Reclam 2007 (= Reclams Universal-Bibliothek 18491), S. 114f. (Text und Übersetzung), S. 329f. (Kommentar).

taucono so
 LUS I[ES]U OCCULTE AU-
 duruh forahntun
 TEM PROPTER METUM
 iudeono
 IUDAEORUM [ut tolleret corpus Iesu].

verborgen so
 GER JESU, HEIMLICH FREI-
 durch Furcht
 LICH WEGEN DER FURCHT
 der Juden
 VOR DEN JUDEN, [dass er den Leib Jesu abneh-
 men dürfe.]

Was wir allein aus diesem punktuellen Blick auf deutschsprachige Textüberlieferung im frühen Mittelalter, also in der Zeit vom Ende des 8. Jahrhunderts bis ungefähr zur Schwelle des 13. Jahrhunderts lernen können, sind mindestens zwei Dinge: Schriftlichkeit in der Volkssprache bildet in dieser Zeit der Anfänge einer Literaturgeschichte deutscher Zunge den absoluten Ausnahmefall. Schon allein im Blick auf die Texteinrichtung ist evident, dass der deutschsprachige Text fast nicht auffällt oder doch deutlich hinter dem weitaus wuchtigeren, zweiseitig angelegten lateinischen Text des Johannesevangeliums in Unzialschrift – einer Schrift, die nur aus Großbuchstaben, aus Majuskeln besteht – zurücktritt. Wir haben hier offensichtlich einen Schreibakt vor uns, den wir gewiss nicht zu stark aufladen sollten, etwa als ‚Urszene‘ oder ‚Initialzündung‘ der deutschen Literaturgeschichte, der aber dennoch etwas über den Status von Schriftlichkeit in der Volkssprache aussagen kann: Denn es handelt sich in diesem Fall nicht, wie sonst und später ganz überwiegend, um einen Fall von kopialer Schriftlichkeit, also um die Abschrift einer Vorlage, die der Schreiber im St. Galler Skriptorium neben sich liegen hatte, sondern um einen – nennen wir ihn probenhalber einmal so – spontanen Schreibakt, der ganz offensichtlich auf das momentane Bedürfnis eines Benutzers der Handschrift am Ende des 8. Jahrhunderts zurückzuführen ist: Er hat genau diese eine Stelle in einer Handschrift des Johannesevangeliums aus dem 5. Jahrhundert zwischen den Zeilen glossiert, für sich übersetzt und damit dem Sinn des lateinischen Textes nachgespürt, der hier im Übrigen nicht einmal besonders komplex ist. Was auch immer der konkrete Schreib Anlass gewesen sein könnte: Man hat dieses Beispiel in der Forschung als „eine[n] der seltenen Fälle originaler ahd. Überlieferung“³ gewürdigt, das sich zudem dadurch auszeichnet, dass es sich nicht nur vertikal –

3 Voetz, Lothar: St. Galler Interlinearversion zu Joh. 19,38, in: Bergmann, Rolf (Hg.): *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*. Berlin u. Boston: De Gruyter 2013, S. 93–100, hier S. 97. Praktisch die gesamte deutschsprachige Textüberlieferung des Früh- und Hochmittelalters ist erschließbar und vielfach in digitalen Abbildungen direkt zugänglich über den „Handschriftencensus. Eine Bestandsaufnahme der handschriftlichen Überlieferung deutschsprachiger Texte des Mittelalters“ (<https://handschriftencensus.de>) (19. August 2024).

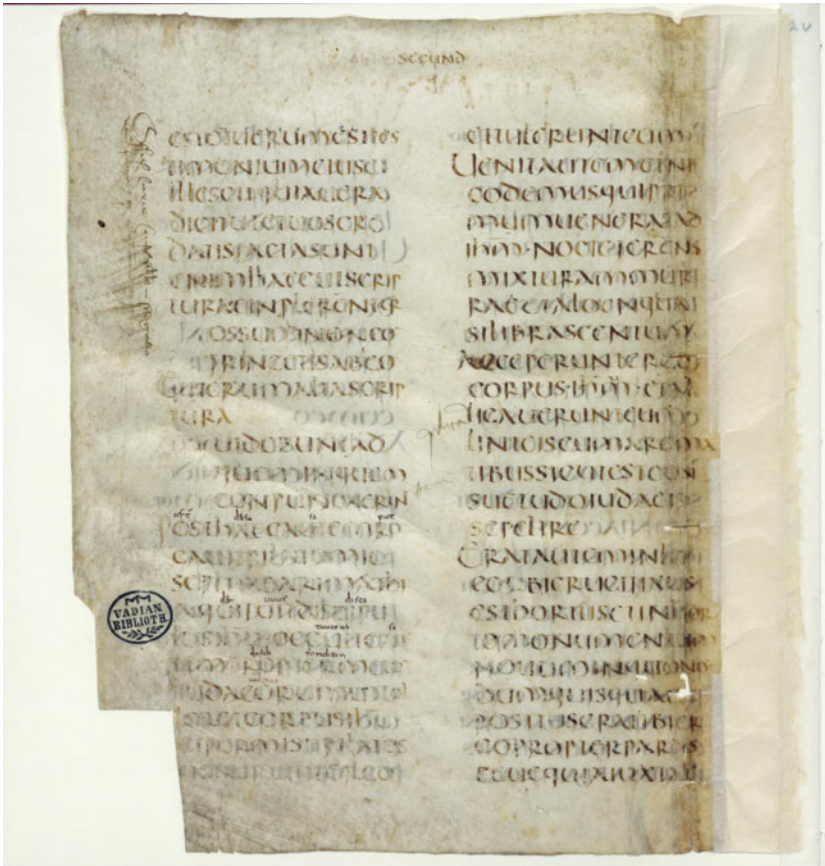
also Wort für Wort von den lateinischen Lemmata des Haupttextes zu den althochdeutschen Interpretamenten zwischen den Zeilen – lesen lässt, sondern auch horizontal als Übersetzung eines kompletten Satzes, bei dem nur die Personennamen (Pilatus, Joseph von Arimathia, Jesus) konsequent unübersetzt bleiben. Der Sprung der deutschen Volkssprache aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit wird dabei überhaupt erst ermöglicht durch das lateinische Alphabet, das mit der christlichen Mission und über die Benediktinerklöster als zentrale Trägerinstitutionen den Weg in das deutsche Sprachgebiet findet. Soweit wir es historisch nachvollziehen können, handelt es sich bei solchen frühen volkssprachigen Bezeugungen um die Anfangsphase eines langen literarhistorischen Prozesses mit zunächst starkem Inselcharakter, bei dem Schriftlichkeit in deutscher Sprache an verschiedenen Orten immer wieder ‚aufploppt‘ und der sich bis zum Ende des 12. Jahrhunderts immer weiter verdichten wird, wie Sie mithilfe der Karte aus der Literaturgeschichte von Wolfgang Haubrichs (Abb. 2) gut nachvollziehen können.⁴

Mit dem Blick auf das kleine Beispiel aus St. Gallen ist auch bereits Wesentliches zu den Typen, Texten und Traditionen von volkssprachiger Schriftlichkeit im Frühmittelalter angedeutet, die sich ganz überwiegend im Koordinatensystem ihrer geistlichen Trägerinstitutionen bewegen. Sie könnten an dieser Stelle nun mit gutem Recht einwenden, dass es sich bei dem gezeigten Beispiel nicht um einen ‚echten‘ Text in deutscher Sprache handle – es sind ja nicht mehr als zwölf Wörter, die ganz alleinstehend einen einzigen Satz verdeutschen. Und Sie könnten mit gutem Recht ebenfalls einwenden, dass kein ‚echtes‘ Buch vorliege, sind doch insgesamt nur einige wenige Fragmente dieser Handschrift erhalten geblieben, die keine weiteren deutschsprachigen Übersetzungen wie den Vers aus dem Johanneusevangelium aufweisen.⁵ Ich komme damit zur Fragestellung für das, was ich Ihnen vorstellen möchte.

4 Haubrichs, Wolfgang: *Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter* (ca. 700–1050/60). Tübingen: Niemeyer²1995 (= Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. Hrsg. von Joachim Heinze I/1), Karte 2. Zur Frage der Anfänge vgl. aus komparatistischer Perspektive: Kössinger, Norbert u.a. (Hgg.): *Anfangsgeschichten / Origin Stories. Der Beginn volkssprachiger Schriftlichkeit in komparatistischer Perspektive / The Rise of Vernacular Literacy in a Comparative Perspective*. Paderborn: Wilhelm Fink 2018 (= MittelalterStudien 31).

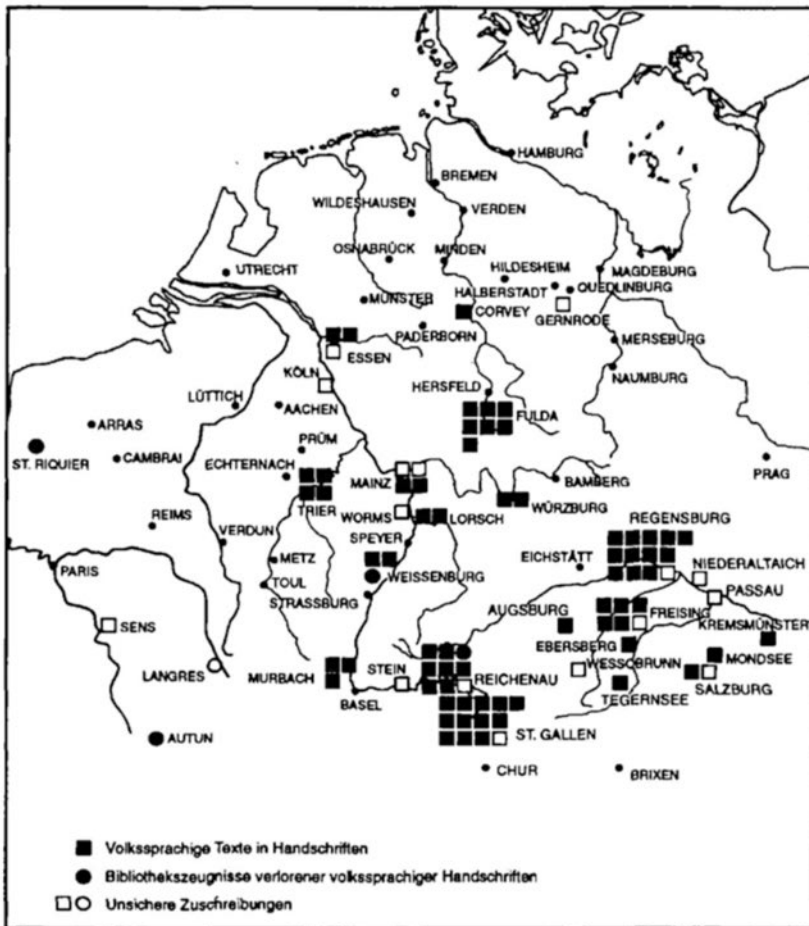
5 Vgl. dazu Voetz (Anm. 3).

Abb. 1: St. Gallen, Kantonsbibliothek Vadiana, Vadianische Sammlung der Ortsbürgergemeinde, VadSlg Ms 70a, Bl. 2v (5./6. Jh., linke Spalte, 10. Zeile von unten ab POST: ‚Ahd. Interlinearversion zu Joh 19,38‘).



Quelle: Kössinger, Norbert: Die Teile und das Ganze? [...]. In: Cornelia Herberichs u. Robert Schöller (Hgg.): *Fragmente und Fragmentierungen*. [...] *Freiburger Colloquium 2023*. Berlin: Erich Schmidt 2024 (= Wolfram-Studien XXVIII) S. 161–175 u. 500–505, hier: S. 500.

Abb. 2: Haubrichs, Wolfgang: *Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60)*



Quelle: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit I.1, 2., durchges. Aufl., Tübingen 1995, Karte 2.

2.

Gibt es unter den skizzierten Voraussetzungen und angesichts der Randständigkeit, ja Unsichtbarkeit von Volkssprache überhaupt so etwas wie ‚deutschsprachige‘ Bücher im Frühmittelalter? Wenn ja: Wie sehen solche volkssprachigen Bücher zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert aus? Und können wir mit Blick auf Deutschsprachiges dann überhaupt von einer frühmittelalterlichen ‚Buchkultur‘ sprechen? Ich möchte Ihnen dazu eine Reihe von Fallstudien präsentieren, die diese Fragen sicher nicht abschließend beantworten können, die aber einen exemplarischen Einblick geben möchten in das Spannungsfeld von lateinischer und volkssprachiger Schriftlichkeit. Systematisch bewegen wir uns im Schnittfeld zweier Kulturen, der lateinisch gelehrten auf der einen und der volkssprachigen Kultur von Laien auf der anderen Seite, in dem Mündlichkeit und Schriftlichkeit eine neuartige Verbindung eingehen.⁶ Die Formen der Verflechtung sind vielfältig und vielschichtig. Wichtig ist an dieser Stelle deswegen der Hinweis darauf, dass es mir nicht darum geht, der Darstellung einer Entwicklungsgeschichte vom Lateinischen zur Volkssprache, vom einfachen einzelnen deutschen Wort (z.B. zwischen die Zeilen geschriebenen Glossen) zum komplexen Text (z.B. einer poetischen Bearbeitung der Evangelien) in deutscher Sprache das Wort zu reden. Vielmehr ist für meine folgenden Ausführungen zentral, die seltenen volkssprachigen Beispiele in ihrer Singularität und Einzigartigkeit ernst zu nehmen und mit den Mitteln der Philologie zu beschreiben. Für heute werde ich mich dabei insbesondere auf Fragen der Aufzeichnung und der möglichen Gebrauchszusammenhänge früher deutschsprachiger Texte konzentrieren. Nähern wir uns unserem Gegenstandsbereich aus einer rein quantitativen Perspektive, dann können wir festhalten, dass es unter Ausschluss der Glossenhandschriften sowie des rein onomastischen Materials ca. 450 erhaltene textförmige Zeugnisse in der Volkssprache von den Anfängen im 8. Jahrhundert bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts gibt, deren Dichte von einer kleinen Delle im 10. Jahrhundert abgesehen mit fortschreitender Zeit stetig zunehmen.⁷ Darunter bilden Bücher, die rein oder ganz überwiegend aus deutschsprachigen Anteilen bestehen, eine verschwindend geringe Gruppe, insgesamt weniger als fünf Prozent. Blicken wir im Folgenden auf einige Beispiele in Form von Fallstudien, an denen

6 Vgl. zu diesem Feld exemplarisch die grundlegenden Arbeiten von Michael Curschmann. Sofern sie das Verhältnis von Text und Bild betreffen, sind sie gesammelt als Nachdrucke publiziert in: Curschmann, Michael: *Wort – Bild – Text. Studien zur Medialität des Literarischen in Hochmittelalter und früher Neuzeit*. 2 Bde. Baden-Baden: Koener 2007 (= SAECVLA SPRITALIA 43/44).

7 Vgl. Hellgardt, Ernst: Überlieferungsgeschichte der frühen deutschen Literatur. Chronologische Skizze und Katalog. in: Plate, Ralf u.a. (Hgg.): *Auf den Schwingen des Pelikans. Studien und Texte zur deutschen Literatur des Mittelalters*. Stuttgart: Hirzel 2022 (= ZfdA Beiheft 40), S. 1–102.

wir die skizzierten Fragen testhalber durchspielen können. Etwas ausführlicher möchte ich dabei eingehen auf den ersten namentlich bekannten Autor, der sich der deutschen Sprache bedient, nämlich auf Otfrid aus dem heute im Elsass gelegenen Weißenburg, und am Beispiel der Überlieferung seines ‚Evangelienbuchs‘ funktional verschiedene Buchtypen vorstellen.

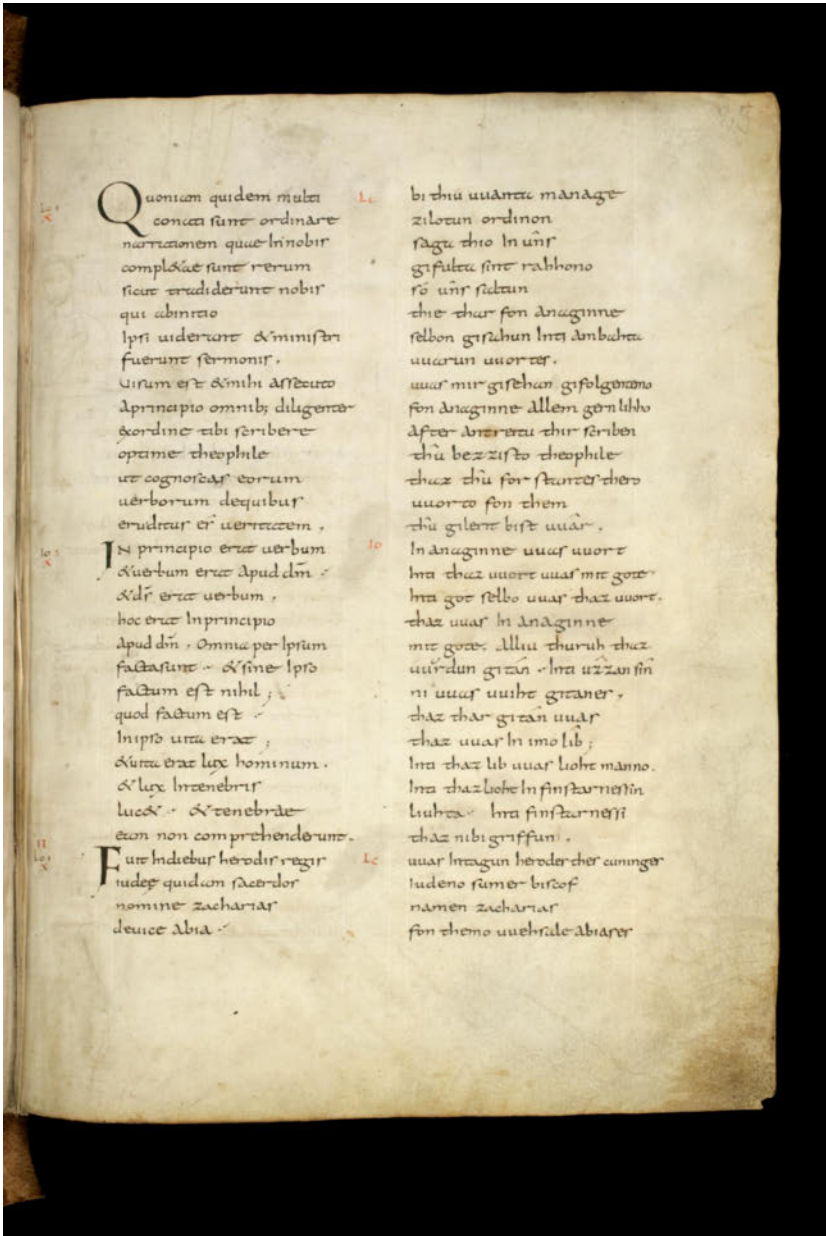
3.

Bleiben wir jedoch zunächst für eine erste kleine Fallstudie noch einen Moment in St. Gallen. Dort wird in der Stiftsbibliothek als Cod. Sang. 56 eine Handschrift des ‚Tatian‘ aufbewahrt: So bezeichnet man heute eine Evangelienharmonie (ein sogenanntes ‚Diatessaron‘ oder ‚Monotessaron‘, das auf einen Syrer namens Tatian aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts zurückgeht), bei der – wie Sie sehen können (Abb. 3) – der lateinische Text in der linken Spalte, die althochdeutsche Übersetzung in der rechten Spalte aufgezeichnet wird.

Es handelt sich hier also um ein konzeptionell in synoptischer Zweisprachigkeit angeordnetes, vom Schriftgrad her gleichrangiges Nebeneinander von Latein und Althochdeutsch, das hinsichtlich des Layouts ganz planmäßig und überlegt auf diese Weise angelegt wurde. Das Althochdeutsche wird so vom Lateinischen ausgehend nachvollziehbar gemacht. Man kann natürlich den lateinischen Text separat rezipieren, wie man auch den althochdeutschen separat als eigenständigen Text lesen kann. Der ‚Witz‘ besteht aber sicher darin, dass man in dieser sogenannten lateinisch-althochdeutschen Bilingue eben beides auf einer Seite auf einen Blick – synoptisch – nebeneinander hat und Vers für Vers, Zeile für Zeile den althochdeutschen und den lateinischen Text in Spalten nebeneinander lesen kann. Nehmen Sie als Beispiel nur den berühmten Anfangsvers des Johannesevangeliums (Joh 1,1), der auf Höhe der Seitenmitte (Abb. 3) ab dem hervorgehobenen Buchstaben *I* zu finden ist: *In principio erat verbum – In anaginne uuas uuort*. Volkssprache ohne Latein, das geht in diesem Fall also eigentlich gerade nicht – beide sprachlichen Bestandteile sind eng und gewollt aufeinander hin geordnet. Aber es ist ein anderer Fall als die Interlinearversion, die wir eingangs kennengelernt haben, nicht nur weil hier die gesamte Handschrift mit der gesamten Übersetzung erarbeitet wurde (und auch erhalten ist), sondern weil konzeptionell mittels der *mise en page* und *mise en texte* die Sphären der Volkssprache und des Lateinischen auf einer Ebene, sozusagen auf Augenhöhe und zwischen zwei Buchdeckeln, angesiedelt werden.⁸

8 Vgl. Masser, Achim: ‚Tatian‘, in: Bergmann (Hg.) 2013 (Anm. 3), S. 459–466.

Abb. 3: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 56, p. 25 (2. Viertel 9. Jh.).

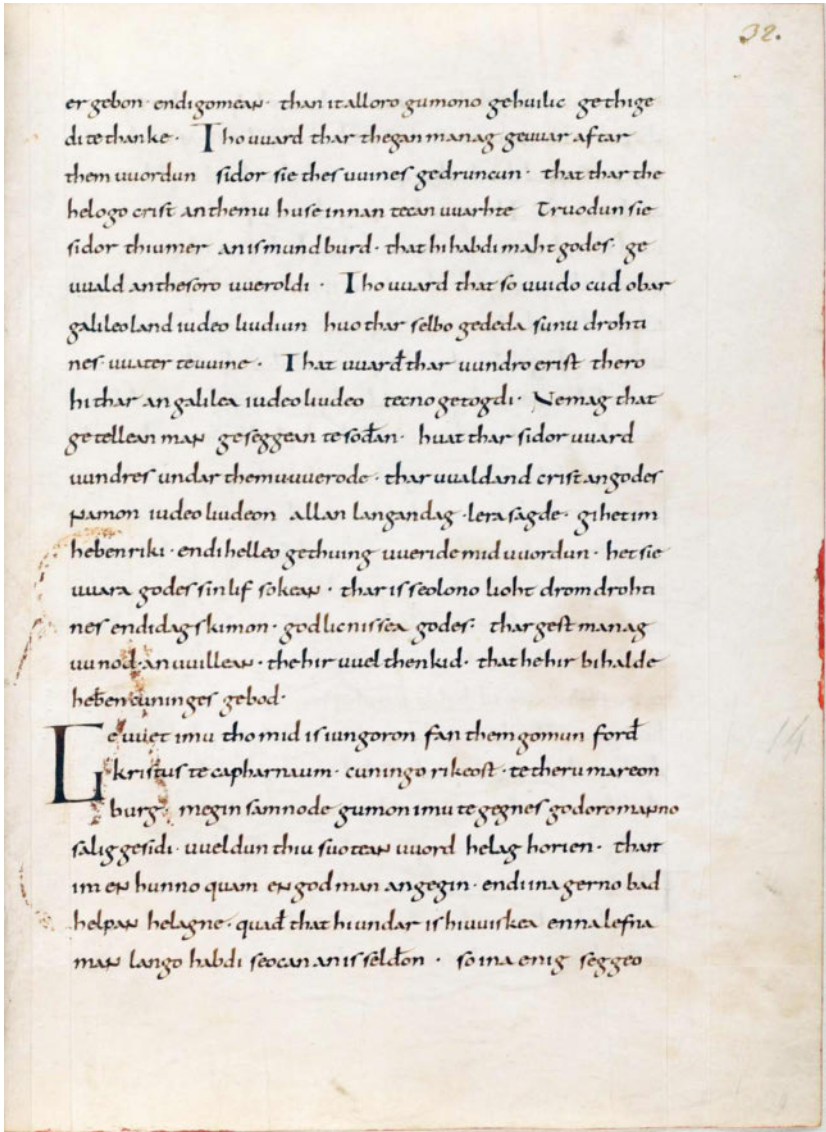
Quelle: <https://www.e-codices.ch/en/csg/0056/25>

Gehen wir nun auf unserer Karte (Abb. 2) von St. Gallen zu einem kurzen Zwischenstopp nach Fulda, wo die heutige St. Galler ‚Tatian‘-Bilingue übrigens im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts entstanden ist, und von dort aus direkt einen Schritt weiter nach Norden, nämlich ins Reichskloster Corvey. Dort können wir ein fast gleichzeitiges Beispiel kennenlernen: den altsächsischen ‚Heliand‘, eine Leben Jesu-Dichtung in Stabreimversen, die in Corvey in der Mitte des 9. Jahrhunderts abgeschrieben wurde und heute in München in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt wird (Abb. 4).

Bei der Handschrift handelt es sich um ein rein volkssprachiges Buch, das ausschließlich den altsächsischen Text ohne irgendwelche lateinischen Elemente enthält. Die Verse oder kleinere Versgruppen werden im Layout der Handschrift abgesetzt durch unregelmäßig gesetzte Punkte oder etwas größere Initialen, wie hier auf Abb. 4 im unteren Seitendrittel zum Beispiel durch die zweizeilige Initiale zu Beginn der Fitte, d.h. eines neuen Erzählabschnitts (*Geuuet*). Eine einfache Texthandschrift, rein deutschsprachig, ohne paratextuelle Elemente wie Überschriften, Inhaltsverzeichnis oder ein beigeordnetes Bildprogramm. Es gibt keine Hinweise darauf, in welchen Gebrauchszusammenhängen diese Handschrift in Corvey und auf den Stationen, die sie am Ende nach München führten, verwendet wurde. An einer einzigen Stelle in der Handschrift wurden Neumen über den Text der Handschrift eingetragen. Diese Form der musikalischen Notation würde dafür sprechen, dass man die Verse oder einzelne Ausschnitte gesungen vorgetragen oder das zumindest punktuell einmal versucht hat. Darüber hinaus finden wir auf der gezeigten Seite (Abb. 4) noch eine kuriose neuzeitliche Rezeptionsspur, und zwar den Abdruck, den eine Brille hinterlassen hat, die wahrscheinlich der erste Herausgeber des ‚Heliand‘, Johann Andreas Schmeller (1785–1852), vielleicht nach einem langen Arbeitstag, im Codex vergessen hat.⁹

9 Vgl. Haubrichs, Wolfgang: ‚Heliand‘, in: Bergmann (Hg.) 2013 (Anm. 3), S. 154–163. Zu Schmellers Brille vgl. nun Kössinger, Norbert: Die Brille in der Handschrift. Altsächsische Literatur am Beginn deutschsprachiger Textüberlieferung, in: ders. (Hg.): *Altsächsisch. Beiträge zur altniederdeutschen Sprache, Literatur und Kultur*. Berlin u. Boston: De Gruyter 2025 (= Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 146), S. 1–32.

Abb. 4: München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 25, Bl. 32r (Mitte 9. Jh.).



Quelle: http://daten.digital-sammlungen.de/bsb00026305/image_65

Damit kommen wir zu dem Fallbeispiel, das ich etwas ausführlicher darstellen möchte, Otfrid aus dem heute im Elsass gelegenen Weißenburg. Wir wandern auf unserer Karte (Abb. 2) also wieder zurück in den Süden, sprachlich genauer ins

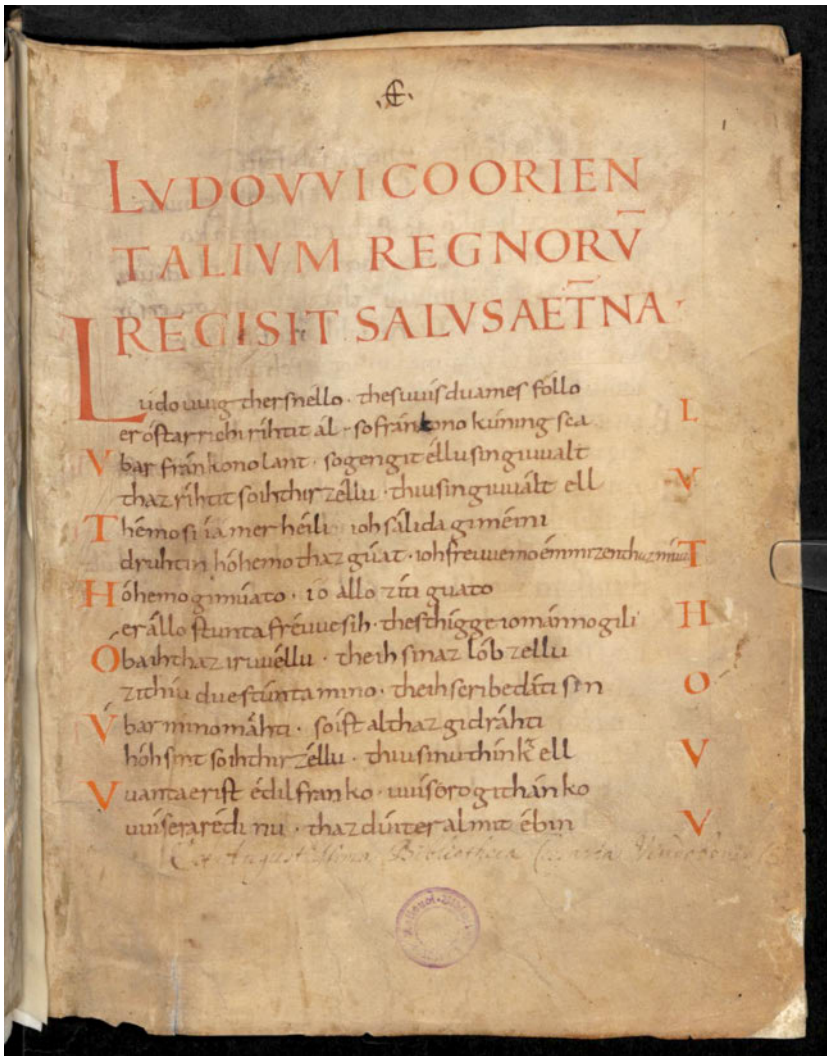
Südrheinfränkische. Setzen wir bei der Geschichte des Klosters mit Bibliothek und Skriptorium an.¹⁰ Das Kloster wird urkundlich erstmals 661 erwähnt und ist seit dem Ende des 8. Jahrhunderts als Schreibort belegbar. Der historische Buchbestand des Klosters, das 1789 aufgehoben wurde, ist nicht mehr geschlossen verfügbar, sondern wird heute in verschiedenen Bibliotheken aufbewahrt. Dennoch haben wir es mit einem besonderen Glücksfall zu tun, weil ein Großteil der Bibliothek „über 1000 Jahre als Einheit erhalten blieb und nicht wie die allermeisten anderen in alle Winde zerstreut wurde“. ¹¹ Da der Kern des alten Buchbestandes bereits Ende des 17. Jahrhunderts von Herzog Anton Ulrich für die Herzog August Bibliothek erworben wurde, können wir ‚um die Ecke‘ in Wolfenbüttel „ein ganz seltenes Beispiel eines beinahe geschlossen erhaltenen lokalen karolingischen Bestandes“ vorfinden, bewundern und erforschen.

Sieht man sich diesen Bestand etwas näher an, dann kann man zunächst einmal rein quantitativ festhalten, dass die Weißenburger Bibliothek im 9. Jahrhundert kaum mehr als 100, höchstens 150 Handschriften umfasst haben wird – und das ist ganz grundsätzlich durchaus nicht wenig, gemessen am exklusiven materiellen Wert von Handschriften und auch im Vergleich mit anderen Bibliotheken dieser Zeit. Gemäß unserem modernen Verständnis ‚Weltliches‘ kommt unter den Büchern nicht vor. Interessanterweise fehlen aber auch Liturgica, Handschriften mit solchen Texten also, die für den tagtäglichen Einsatz in der Kirche gebraucht wurden und sicher zum größten Teil ‚verbraucht‘, makuliert, oder ausgesondert wurden, weil sie nicht mehr den aktuellen Gegebenheiten entsprachen. Anhand von Signaturbuchstaben, die im 14. Jahrhundert, also während einer Zeit, zu der sich die Bücher noch in Weißenburg befanden, in die Handschriften eingetragen wurden, können wir zum einen die sachlich-thematische Ordnung der Weißenburger Bibliothek erschließen und – das ist natürlich besonders aufschlussreich – wir können auf dieser Grundlage feststellen, dass es sich bei dem Weißenburger Bestand praktisch ausschließlich um Bücher handelt, die im 9. Jahrhundert bereits in der Bibliothek vorhanden waren oder zu dieser Zeit in Weißenburg angefertigt wurden (Abb. 5).

10 Ich greife hier und im Folgenden in kondensierter und zugespitzter Form auf einen eigenen Beitrag zum Thema zurück. Vgl. Kössinger, Norbert: ‚Weißenburg‘, in: Schubert, Martin (Hg.): *Schreiborte des deutschen Mittelalters. Skriptorien – Werke – Mäzene*. Berlin u. Boston: De Gruyter 2013, S. 537–548.

11 Dieses und das folgende Zitat nach Härtel, Helmar: Die Weißenburger Handschriften. Bemerkungen zu ihrer Erschließung in den letzten drei Jahrhunderten anlässlich einer Ausstellung von Handschriften vom 12. Juli 2003 [!] bis zum 23. März 2003, in: *Wolfenbütteler Bibliotheksinformationen* 27/28 (2002/2003), S. 12–17, hier S. 12.

Abb. 5: Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2687, Bl. 1r (abgeschlossen zwischen 863 und 871, mit Signaturbuchstaben E oben in der Mitte).



Quelle: <https://viewer.onb.ac.at/10011FEC/9>

Diese Spur führt uns zu der prägenden Figur des Weißenburger Skriptoriums, seiner Bibliothek und Schule zur Zeit des ostfränkischen Reiches unter Ludwig dem Deutschen (um 806–876), dem Enkel Karls des Großen. Und diese Figur ist der Mönch Otfrid, der erste namentlich bekannte Autor der deutschen Literaturgeschichte überhaupt. Volkssprachige Texte spielen in der Bibliothek im Übrigen –

abgesehen von Otfrids Werk, zu dem gleich mehr zu sagen sein wird – kaum eine Rolle: Ein Vor und ein Nach Otfrid gibt es für Volkssprachiges und natürlich auch im Blick auf die Buchproduktion in Weißenburg generell schon, aber in einem begrenzten Maße, sodass die Rede der Forschung von einer regelrechten ‚Otfridzeit‘¹² als durchaus berechtigt erscheinen kann. Denn im Unterschied zu vielleicht gleichrangigen Helfern und Mitarbeitern kennen wir den Namen Otfrids und können Umrisse seines Lebens rekonstruieren, die von anderen Beteiligten hingegen nicht. Was also lässt sich in einem steckbriefartigen Überblick zu ihm festhalten?¹³

Otfrid wird um das Jahr 800 geboren sein, vermutlich im Speyergau, zu dem im frühen Mittelalter auch Weißenburg gehörte. Um 830 wird er zum Priester geweiht, danach ist er zu Studienzwecken im karolingischen Reichskloster Fulda, wo er bei Hrabanus Maurus (um 780–856), dem berühmten Abt, Gelehrten und späteren Erzbischof von Mainz, seine theologische Ausbildung erhält. Dort in Fulda sind gleichzeitig mit Otfrid auch (jüngere) berühmte Gelehrte, wie z.B. Lupus von Ferrières oder Walahfrid Strabo. Möglicherweise geht Otfrid dann an den Hof Ludwigs des Deutschen und wird Teil der königlichen Hofkapelle. Um 840/845 wird er wieder nach Weißenburg zurückgekehrt sein, wo er dann für mehrere Jahrzehnte als Bibliothekar, Lehrer, Schreiber, Kommentator und Dichter tätig ist. Da wir den Abschluss seines bedeutenden Werkes, des althochdeutschen ‚Evangelienbuchs‘, vergleichsweise sehr genau datieren können, lässt sich vermuten, dass Otfrid um 870 gestorben ist. Die genannten Jahreszahlen sind natürlich *cum grano salis* zu nehmen, denn ganz exakte Daten zu Otfrids Leben fehlen. Praktisch alles, was wir über ihn wissen, verdanken wir seiner poetischen Bearbeitung der Evangelien: Dort nennt er seinen Namen, dort ist die Rede davon, dass er Schüler von Hrabanus Maurus in Fulda gewesen sei und viel der Güte und Klugheit des Konstanzer Bischofs Salomo verdanke, dort ist die Rede von seinen St. Galler Studienfreunden Hartmut und Werinbreht, der erste war Lehrer des berühmten Dichters und Geschichtsschreibers Notker Balbulus (auch Notker I. oder Notker Poeta genannt), letzterer war Leiter des Skriptoriums und St. Galler Abt zwischen 872 und 883. Es zeigt sich also ein dichtes Netz persönlicher Kontakte, das weit über den engeren Kreis Weißenburgs hinausweist, zumal der damalige Abt in Weißenburg, Grimald, als Erzkanzler und Erzkaplan ein enger Vertrauter König Ludwigs des Deutschen war. Und für dieses Netzwerk spielen Bücher nun eine ganz entscheidende Rolle.

Kehren wir mit diesem Wissen im Hinterkopf zu den größeren Zusammenhängen zurück: In Otfrids Ägide – die Jahre von ca. 845 bis ca. 870 – fällt der

12 Vgl. mit ähnlicher Emphase etwa Kleiber, Wolfgang: *Otfrid von Weissenburg. Untersuchungen zur handschriftlichen Überlieferung und Studien zum Aufbau des Evangelienbuches*. Bern – München: Francke 1971 (= Bibliotheca Germanica 14), hier S. 133.

13 Zu Otfrid, seinem Leben und Œuvre im Überblick Schröder, Werner u. Heiko Hartmann: Otfrid von Weißenburg, in: Bergmann (Hg.) 2013 (Anm. 3), S. 322–345.

Aufschwung des Weißenburger Skriptoriums und der Bibliothek. Die unmittelbare ‚Nach-Otfridzeit‘ ist demgegenüber bereits geprägt durch Niedergang und Verstummen. Das hört sich etwas pathetisch und konstruiert an nach dem klassischen triadischen Verlaufsmodell Aufschwung – Blüte – Verfall, entspricht aber durchaus den Tatsachen, wenn man die Fakten sprechen lässt: Während der ‚Otfridzeit‘ wird der Bücherbestand systematisch ausgebaut sowohl durch den hauseigenen Skriptoriumsbetrieb als auch durch zahlreiche Handschriftenimporte, vor allem naheliegender Weise aus Fulda. Das Gesamtbild stellt sich wie folgt dar: „Die Zahlen der Bücherproduktion sprechen eine eindeutige Sprache. Aus diesen 25 Jahren [sc. ca. 845 bis ca. 870] sind nämlich so viele Bücher erhalten wie aus den rund 75 vorausliegenden Jahren der Bibliotheksgeschichte zusammen.“¹⁴ Otfrid ist dabei sicher nicht nur organisierender Bibliothekar, Handschriftenvermittler und *magister scholae*, sondern an einer ganzen Reihe von Codices nachweislich in eigenhändiger Mitarbeit beteiligt.

Zeugnis legt davon in lateinischer Sprache das ‚Weißenburger Bibelwerk‘ Otfrids ab (nicht zu verwechseln mit dem althochdeutschen ‚Evangelienbuch‘, auf das wir gleich zu sprechen kommen), ein „umfassender, planvoll angelegter Bibelkommentar zum Alten und zum Neuen Testament.“¹⁵

Sie sehen hier eine Seite aus dem Kommentar zum Matthäusevangelium (Abb. 6) mit der charakteristischen Anordnung des lateinischen Bibeltextes im Zentrum und den darum angeordneten Auszügen aus der – natürlich ebenfalls ausschließlich lateinischen – Kommentarliteratur dazu, die sich der Exegese, d.h. der Auslegung des Bibeltextes, widmet und die dem Bibeltext durch Verweiszeichen zugeordnet werden. Als Schreiber, der sich der deutschen Sprache bedient, wird Otfrid chronologisch wohl zuerst greifbar als Glossator zu typischen Handschriften aus dem klösterlichen Schulbetrieb des Trivium, zum Beispiel den ‚Institutiones Grammaticarum‘ Priscians, deren Weißenburger Handschrift weit über 100 althochdeutsche Glossen enthält (Abb. 7).

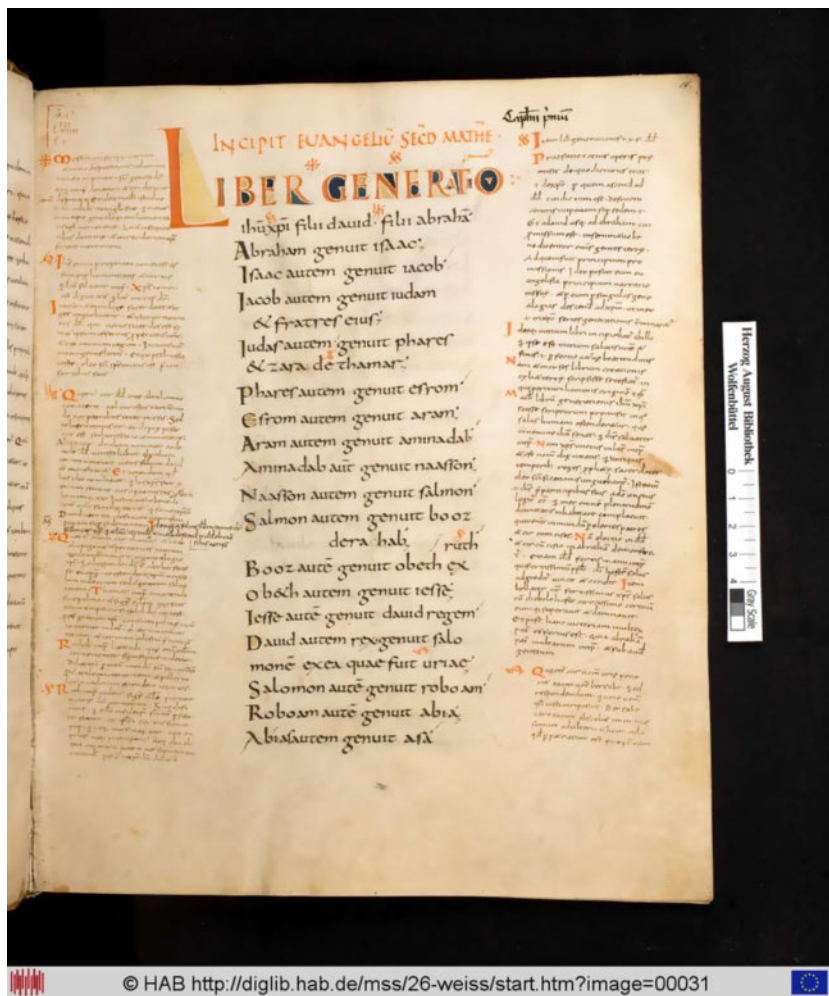
Der bedeutendste literarisch-theologische Text für den volkssprachigen Schreibort Weißenburg ist Otfrids ‚Evangelienbuch‘, das auch in zwei in Weißenburg angefertigten Handschriften überliefert ist: in der heutigen Heidelberger Handschrift (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. lat. 52, Sigle: P) und der heutigen Wiener Handschrift (Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2687, Sigle: V). Der Autor begegnet uns in zweiterer als Schreiber seines eigenen Werks, ein sehr seltener Glücksfall der Überlieferung! Das ‚Evangelienbuch‘ wird im Spätmittelalter mit dem Signaturbuchstaben E versehen, also unter die Kommentare zum Neuen Testament einsortiert (Abb. 5). Für poetisch geformte

14 Kleiber (Anm. 12), S. 134f.

15 Kleiber (Anm. 12), S. 135.

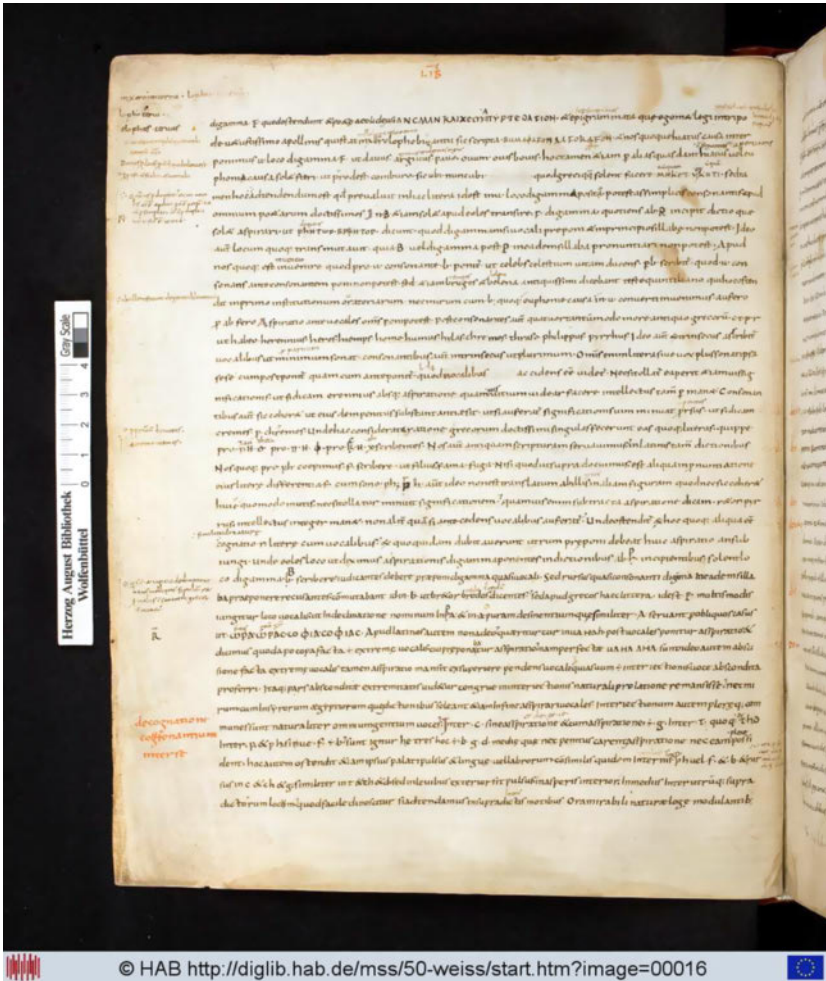
Texte in der Volkssprache gibt es demnach auch im 14. Jahrhundert noch keine eingeführte eigene Kategorie.

Abb. 6: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek Cod. 26 Weiss., Bl. 14r (2. Hälfte 9. Jh.)



Quelle: <https://diglib.hab.de/mss/26-weiss/start.html?image=00031>

Abb. 7: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek Cod. 50 Weiss., Bl. 3v (2. Hälfte 9. Jh.)



Quelle: <http://diglib.hab.de/mss/50-weiss/start.htm?image=00016>

Otfrid wendet sich mit diesem Werk, das man als ein „Spitzenerzeugnis karolingischer Theologie“¹⁶ gewürdigt hat, an einige der großen Gestalten seiner Zeit: an den bereits erwähnten König Ludwig den Deutschen (805–876), an Bischof Salomo I. von Konstanz (839–871), an Erzbischof Liutbert von Mainz († 870), und an seine ebenfalls bereits genannten St. Galler ‚Studienfreunde‘ Hartmut und Werinbreht, denen er wohl jeweils ein eigenes Exemplar des ‚Evangelienbuchs‘ mit lateini-

16 Haubrichs (Anm. 9), S. 308.

schem oder althochdeutschem Widmungsschreiben zukommen ließ. Es ergibt sich daraus auch eine sehr präzise Datierung des Abschlusses seines Werkes zwischen 863 (Amtsantritt von Liutbert als Erzbischof in Mainz) und 871 († Salomo I. von Konstanzen).

Inhaltlich stellt das ‚Evangelienbuch‘, das in den Handschriften den lateinischen Titel *Liber Evangeliorum* trägt, eine poetische Bearbeitung des Lebens Jesu in mehr als 7000 Langversen dar. Es ist damit das umfangreichste Werk der Karolingerzeit überhaupt, die lateinische Literatur eingeschlossen. Otfrids Verse sind endgereimt, er ist also der erste, der in deutscher Sprache ‚Herz‘ auf ‚Schmerz‘ reimt. Otfrid untergliedert sein Werk in fünf Bücher, wobei er nicht einfach den Inhalt der vier Evangelien nacherzählt, sondern diese in separaten Kapiteln im Rückgriff auf exegetische Kommentare auf der Grundlage des vierfachen Schriftsinns deutet und auch bereits in seinen Erzählkapiteln Narration und theologische Deutung eng miteinander verwebt.¹⁷ In seinem lateinischen Schreiben an Liutbert von Mainz begründet Otfrid übrigens die auffällige Fünzfzahl der Bücher des ‚Evangelienbuchs‘ gegenüber der Vierzahl der Evangelien ausführlich: Er habe sie deswegen gewählt,

weil die heilige Geradheit ihrer Vierzahl die Ungeradheit unserer fünf Sinne heiligt und all das Unmäßige in uns, in unseren Werken und in unseren Gedanken, verwandelt zum Himmel emporhebt. Worin wir auch durch Sehen, Riechen, Tasten, Schmecken, Hören fehlen: durch die Vergegenwärtigung des Evangelientextes reinigen wir uns ganz von unserer Verderbtheit. Unsere Sehkraft, erhellt durch die Worte des Evangeliums, soll stumpf werden für die Aufnahme unnützer Dinge; nicht länger soll ein dem Schlechten geöffnetes Ohr dem Herzen Schaden zufügen; Geruchs- und Geschmackssinn sollen sich aller Schlechtigkeit entschlagen und sich der Süße Christi verbinden; das Herzinnere soll stets mit seiner Geisteskraft diese in der Volkssprache gedichteten Texte betasten.¹⁸

Wie nicht zuletzt aus dieser Passage hervorgeht, hat Otfrid sein Buch, das ‚Evangelienbuch‘, insgesamt von seiner inneren und äußeren Gestalt her sehr sorgfältig

17 Dazu einführend etwa Wehrli, Max: *Literatur im deutschen Mittelalter. Eine poetologische Einführung*. Stuttgart: Reclam 1984 (= Reclams Universal-Bibliothek 8038), S. 236–270 (Kap. XII).

18 Der lateinische Originaltext der Passage lautet: „quia eorum quadrata aequalitas sancta nostrorum quinque sensuum inaequalitatem ornat, et superflua in nobis quaeque non solum actuum, verum etiam cogitationum vertunt in elevationem caelestium. Quicquid visus, olfactus, tactus, gustus, auditusque delinquimus, in eorum lectionis memoria pravitatem ipsam purgamus. Visus obscuretur inutilis, inluminatus evangelicis verbis; auditus pravus non sit cordi nostro obnoxius; olfactus et gustus sese a pravitae constringant Christique dulcedine jungant; cordisque praecordia lectiones has theotisce conscriptas semper memoria tangant.“ Wiedergegeben nach Otfrid von Weissenburg: *Evangelienbuch. Auswahl Althochdeutsch / Neuhochdeutsch*. hrsg., übersetzt u. kommentiert von Gisela Vollmann-Profe. Stuttgart: Reclam 1987 (= Reclams Universal-Bibliothek 8384), S. 20f., Z. 52–62.

geplant und angelegt. Den Hauptbeleg dafür bilden die beiden in Weißenburg entstandenen Handschriften V (für lateinisch Vindobonensis, d.h. aus Wien, wo die Handschrift seit dem 16. Jahrhundert aufbewahrt wird) und P (für lateinisch Palatinus, d.h. aus der Bibliotheca Palatina, der Pfälzischen Bibliothek in Heidelberg, wo die Handschrift mit einem Zwischenspiel in Rom ebenfalls seit dem 16. Jahrhundert liegt). Beide Codices wurden von zwei Schreibern des Weißenburger Skriptoriums geschrieben, die arbeitsteilig vorgingen. Auf Otfrid als Schreiber selbst gehen dabei in der Wiener Handschrift nur ganz wenige Verse zurück. Er hat aber diese Handschrift, die man deswegen auch als Weißenburger Haus- und Gebrauchsexemplar ansieht, offensichtlich mehrfach gründlich durchgearbeitet und korrigiert, was zahlreiche kleinere (Ergänzung von Wortakzenten, Korrekturen auf Buchstabenebene) und größere (Veränderungen an der Büchergliederung, Initialenkorrekturen, Marginalieneintragungen, Worteinschübe) Eingriffe belegen.¹⁹ V stellt somit ein teilautographes Autorexemplar dar, wodurch wir den Prozess der Textentstehung noch bis zu einem gewissen Grad nachvollziehen können. Dazu kommen in dieser Handschrift aber noch weitere Elemente, die belegen, dass Otfrid mit seinem ‚Evangelienbuch‘ auch als Objekt den Anschluss an die Hochkultur seiner Zeit sucht und sich darum bemüht, mit einem volkssprachigen Text in Buchform Schriftwürdigkeit zu erreichen. Dazu gehört ein ausgeklügeltes System von lateinischen Paratexten mit separaten Inhaltsverzeichnissen zu den einzelnen fünf Büchern, überhaupt mit einer differenzierten Kapitelgliederung und entsprechenden lateinischen Überschriften sowie lateinischen Marginalien am Rand des althochdeutschen Textes, die in Kurzform Stichworte aus dem neutestamentlichen Text liefern, den Otfrid poetisch bearbeitet. Dazu gehören auch die kunstvoll in den deutschsprachigen Text eingewobenen Akroteleuta der althochdeutschen Widmungsschreiben an Ludwig und Salomo, d.h. vertikal von oben nach unten lesbare Texte: Anhand der Buchstaben am Anfang und Ende eines jeden Verspaars (sogenannten Initialen) werden so lateinische Kapitelüberschriften als vertikaler Text lesbar. Und dazu gehört schließlich in der Wiener Handschrift V ein eigenes Bildprogramm (mit dem berühmten Labyrinth am Anfang der Handschrift), durch das sich ein überaus dynamisches Ineinandergreifen der Medien Text und Bild ergibt.²⁰ Otfrids ‚Evangelienbuch‘ ist von diesem hier ausgeschöpften Potential skripturaler und bildlicher Elemente her besehen also eigentlich ein deutscher Text

19 Vgl. dazu Hartmann, Heiko: Otfrids Korrekturen. Zur inhaltlichen und theologischen Tendenz der autographen Überarbeitung des Evangelienbuches in der Wiener Handschrift (V)“, in: Lutz, Eckart Conrad in Verbindung mit Susanne Köbele u. Klaus Ridder (Hgg.): *Finden – Gestalten – Vermitteln. Schreibprozesse und ihre Brechungen in der mittelalterlichen Überlieferung. Freiburger Colloquium der Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft 2010*. Berlin: Erich Schmidt 2012 (= Wolfram-Studien XXII), S. 63–77.

20 Vgl. Ott, Norbert H.: Der Bilderzyklus der Wiener Otfrid-Handschrift, in: *Otfrid von Weißenburg. Evangelienbuch. Band I: Edition nach dem Wiener Codex 2687*. hrsg. von Wolfgang Kleiber

in lateinischem Gewande! Durch diese Elemente, die Otfrid aus der lateinischen Buchkultur seiner Zeit nimmt und für seinen volkssprachigen Text adaptiert, zielt er letzten Endes auf Ebenbürtigkeit von Volkssprache und Latein, sicher auch und gerade mit Blick auf den heiligen Inhalt seines Textes. An der Heidelberger Handschrift P, die man sich noch zu Lebzeiten Otfrids entstanden als „erste Rezeptionsstufe des Wiener Otfridoriginals“⁴²¹ gedacht hat, hat Otfrid nicht mehr in für uns nachvollziehbarer Weise mitgewirkt, sondern die Arbeit offensichtlich ganz den erwähnten beiden Schreibern überlassen. Es handelt sich dabei um eine Art ‚Ausgabe letzter Hand‘, in der die Korrekturen der Wiener Handschrift sauber in den Text eingearbeitet sind. Im Unterschied zu V weist P keine Bebilderung auf, ist jedoch mit aufwendigen Initialen ausgestattet (Abb. 8).

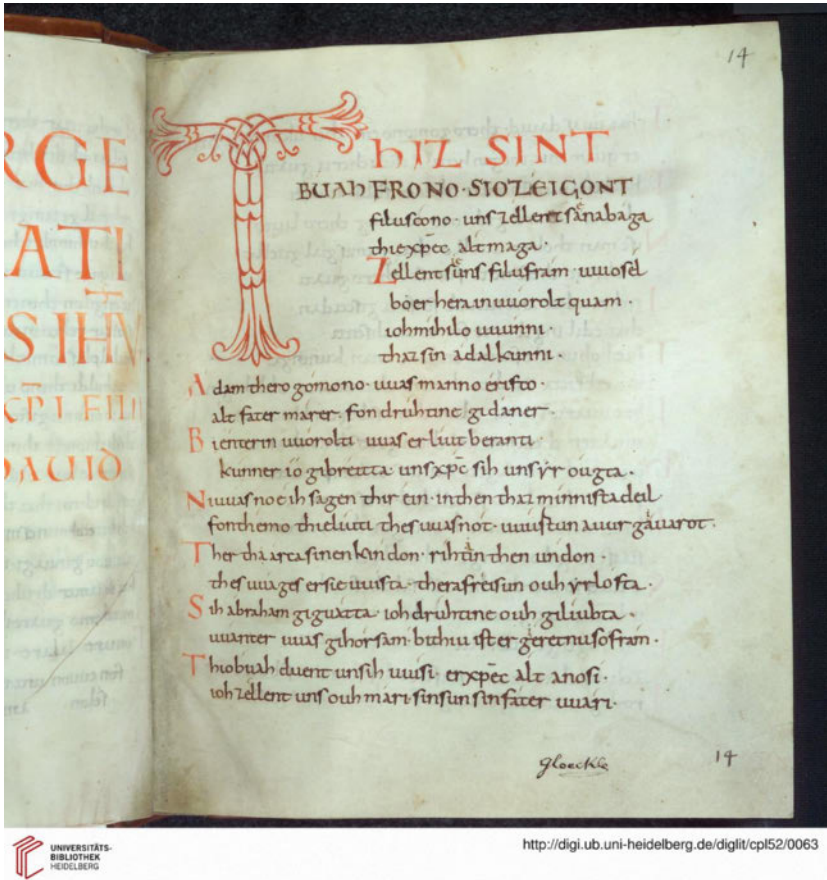
Von den Exemplaren des ‚Evangelienbuchs‘, die Otfrid aller Wahrscheinlichkeit nach von Weißenburg aus an die Empfänger der Widmungsschreiben, also an den Hof Ludwigs des Deutschen, zu Liutbert nach Mainz, zu Salomo nach Konstanz sowie zu Hartmut und Werinbreh nach St. Gallen gesendet hat, ist kein einziges erhalten geblieben. Neben der Wiener und der Heidelberger Handschrift haben jedoch zwei jüngere Handschriften des Textes überlebt, die äußerst wichtige Rezeptionszeugnisse des ‚Evangelienbuchs‘ aus dem 10. Jahrhundert darstellen: die zwischen 902 und 906 in Freising entstandene Handschrift (heute München, Bayerische Staatsbibliothek) sowie der um 975 in Fulda entstandene sogenannte ‚Codex Discissus‘ (d.h. zerschnittene Handschrift), dessen Fragmente heute in Bonn, Krakau und in Wolfenbüttel aufbewahrt werden. Diese Bruchstücke sind nicht zuletzt aus buchgeschichtlicher Perspektive für uns interessant. Denn sie belegen, dass man in der Frühen Neuzeit offensichtlich nicht nur keine Verwendung mehr für einen Text wie das ‚Evangelienbuch‘ hatte, sondern dass man ihn nicht einmal mehr der Aufbewahrung für wert erachtete und ihn entsorgte bzw. die Blätter der Handschrift in Streifen zerschnitten z.B. zur Verstärkung der Lagen anderer Bücher wiederverwendete (Abb. 9).

Dieser Form des vormodernen Recyclings verdanken wir unsere heutige Kenntnis dieser Handschrift, die im Übrigen neben dem althochdeutschen Text zumindest auch das lateinische Widmungsschreiben an Liutbert von Mainz enthalten hat. Vollständig erhalten ist hingegen die Freisinger Handschrift, bei der es sich um eine direkte Abschrift der Wiener Handschrift handelt (Abb. 10).

unter Mitarbeit von Rita Heuser. Teil 1: Text. Teil 2: Einleitung und Apparat. Tübingen: Niemeyer 2004, hier Bd. I/1, S. 40–49.

- 21 So Wolfgang Kleiber in: *Otfrid von Weißenburg. Evangelienbuch. Band II: Edition nach der Heidelberger Handschrift P (Cod. Pal. Lat. 52) und der Handschrift D Codex Discissus (Bonn, Berlin/Krakau, Wolfenbüttel)*, hrsg. u. bearbeitet von Wolfgang Kleiber unter Mitarbeit von Rita Heuser. Teil 1: Text. Tübingen: Niemeyer 2006, Teil 2: Einleitung und Apparat. Berlin u. New York: De Gruyter 2010, hier Bd. II/2, S. 47.

Abb. 8: Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. lat. 52, Bl. 14r (um 870)



<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpl52/0063>

Quelle: <https://doi.org/10.11588/diglit.305#0063>

Der Begriff Abschrift ist hier aber nicht ganz wörtlich zu nehmen: Denn zum einen setzt der Schreiber Sigihart – er nennt sich selbst in einem Kolophon, d.h. einer kleinen Nachschrift am Ende des Codex – den südrheinfränkischen Text recht konsequent ins Bairische um. Zum anderen enthält die Freisinger Handschrift kein einziges der Widmungsschreiben, sondern nur den – vollständigen – Text der poetischen Evangelienbearbeitung. Da Otfrid sich nur in den Widmungsschreiben selbst nennt, ist das ‚Evangelienbuch‘ in der Freisinger Handschrift ein Buch ‚ohne Autor‘, aber eben auch ein seltenes Beispiel für ein deutschsprachiges Buch, dessen Schreiber (und Auftraggeber) wir exakt benennen können. Sagen lässt sich auch etwas über den Zusammenhang, in dem die Freisinger Handschrift verwendet wurde.

Denn am Ende der Handschrift finden wir nicht nur den erwähnten (lateinischen) Schreibervermerk, sondern auch deutschsprachige Gebetszeilen und die lateinische Benediktion *Tu autem domine miserere nobis*, die darauf schließen lassen, dass einzelne Kapitel aus dem ‚Evangelienbuch‘ im Rahmen der klösterlichen Tischlesung, also beim gemeinsamen Essen, das die Mönche schweigend zu sich nahmen, vorgelesen wurden.²²

Kurz zusammengefasst: Wir können beobachten, dass ein Text in mehreren Handschriften überliefert wird, die in deutlich voneinander zu unterscheidenden Gebrauchszusammenhängen zu denken sind. Otfrid überlegt dabei sehr genau, wie sein Buch als Objekt gemacht sein soll. Seine Reflektiertheit zeigt sich nicht zuletzt auch in der Verwendung des Begriffs ‚Buch‘, ahd. *buah* oder *livol*, in seinem Text selbst. Er bezeichnet zum einen seinen eigenen Text, der ja wie gesagt auch den lateinischen Titel *Liber Evangeliorum* trägt, als Buch. Auch wenn er auf die einzelnen Bücher seines Werkes verweist, verwendet er die entsprechenden Begriffe, ohne dass wir hier eine moderne terminologische Trennschärfe erkennen können.²³ Nur wenige Beispiele: *Mit selben Krístes segennon will ih hiar nu rédinon / in einan lívol suntar. thiú séltsanun wuntar.* ‚Mit Christi Segen will ich hier nun in einem gesonderten Buch von den besonderen Wundern sprechen.‘, schreibt Otfrid am Beginn seines dritten Buchs (III,1,1). Die Evangelisten, überhaupt Gelehrte, bezeichnet er wie selbstverständlich als *buachari*, ‚Bücherer‘, und verweist auch auf immer wieder im Stil von Querverweisen und Literaturhinweisen auf andere Texte (z.B. von Augustinus oder Gregor dem Großen) für seine monastischen Leserinnen und Leser. Bei der Rede vom Jüngsten Gericht im abschließenden Teil, Buch 5, seines ‚Evangelienbuchs‘ schließlich bekommt das Buch als Objekt, das in der Vorstellung Otfrids natürlich ein gefaltetes Buch ist, ein Codex also, keine antike Buchrolle, eine besondere theologisch aufgeladene Dimension (V,19,31–36):

Lási thu io thia rédina, wio drúhtin threwit thánana?
 thar dúat er zi gihúgte, er thanne hímil scutte.
 Wér ist manno in lánthe ther thánne witharstánthe,
 thanne er iz zi thiú gifiarit thaz sih ther hímil ruarit;
 Thánne er mit giwélthi ist inan fáltonti
 (queman mág uns thaz in múat!), so man sinan lívol duat.

Marginalie zu V. 35:
celum plicabitur sicut liber

-
- 22 Text mit Übersetzung bei Müller (Anm. 2), S. 194f. (Text und nhd. Übersetzung), S. 358f. (Kommentar).
- 23 Die Belege sind zusammengetragen und leicht zugänglich in: Otfrid von Weissenburg: Evangelienbuch. Hrsg. von Johann Kelle. Bd. III: Glossar der Sprache Otfrids, Aalen: Otto Zeller 1963 (= EA 1881).

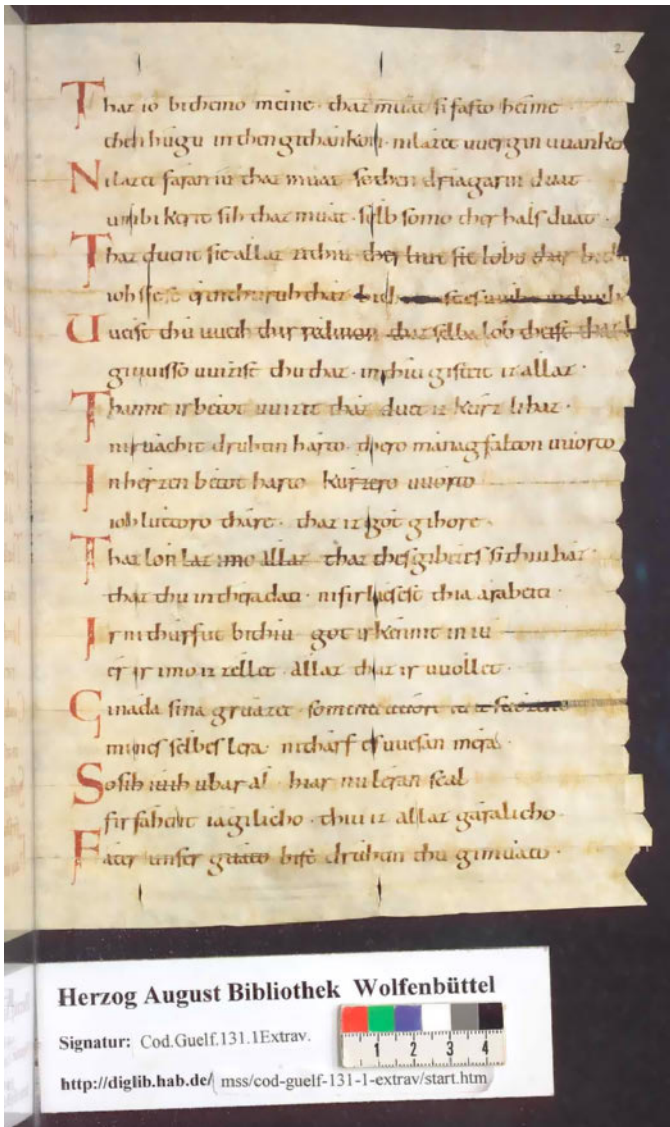
Hast du je die Prophezeiung gelesen, wie der Herr von dort (oben) her drohend erscheinen wird? An eben dieser Stelle erwähnt er, dass er den Himmel erschüttern wird. Welcher Mensch auf Erden könnte dann Widerstand leisten, wenn er bewirkt, dass sogar der Himmel erbebt? Dann wird er ihn mit gewaltiger Hand zusammenfallen, wie man sein Buch zusammenklappt – dies wollen wir uns vor Augen halten!, Marginalie zu V. 35: Der Himmel wird zusammengerollt wie eine Buchrolle.²⁴

In Szene gesetzt wird hier also eine ganz andere Medialität, als sie im zugrundeliegenden Text beim Propheten Jesaia (Jes 34,4) gemeint ist: Dort ist natürlich gedacht an ein antikes Buch, also eine Schriftrolle, die Gott an beiden Enden festhält und die sich zusammenrollt, sobald Gott auch nur eine Hand von ihr nimmt. Bei Otfrid wird mit dem Falten, d.h. dem zusammenklappenden Schließen des Codex, eine noch aktivere Haltung Gottes insinuiert als mit dem bloßen Loslassen des Schriftträgers. Otfrid übersetzt das Bild der Schriftrolle also mediengeschichtlich und medienpraktisch in den Kontext der karolingischen Buchkultur seiner Zeit. Angesprochen ist damit ein methodisch und mediengeschichtlich wichtiger Punkt, weil etwa mit mittelalterlichen Schriftrollen alternative mediale Formen neben dem Buch ins Spiel kommen. Diese stehen bis zu einem gewissen Grad unseren heutigen Gegebenheiten (z.B. bei der Praxis des Scrollens) nahe.²⁵

24 Text und Übersetzung sind nach Vollmann-Profe (Anm. 18), S. 146f. wiedergegeben.

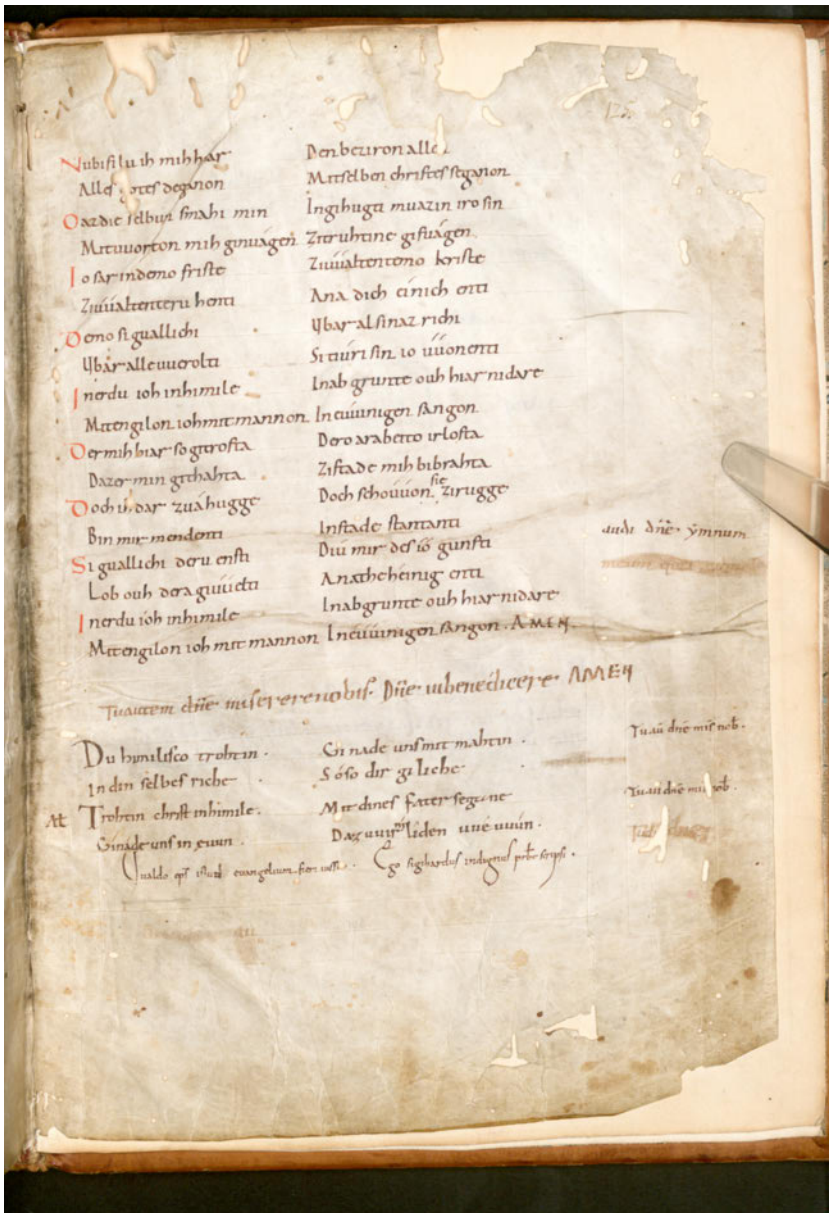
25 Im Rahmen der Vorlesung bin ich an dieser Stelle noch auf drei Beispiele für alternative Medien neben dem Codex und besondere Formen von Schriftlichkeit eingegangen, die ich hier weglassen. Genannt habe ich den ‚Rotulus von Mülinen‘ (vgl. dazu Kössinger, Norbert: *Schriftrollen. Untersuchungen zu deutschsprachigen und mittelniederländischen Rotuli*. München: Reichert 2020 [= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 148], S. 86–182 [Kap. III.1.1]), die ‚Altsächsische Münzumschrift aus Gittelde‘ (dazu: Hellgardt, Ernst [Hg.]: *Vom St. Galler Abrogans zum Erfurter Judeneid: Frühe deutsche Prosa von ca. 800 bis ca. 1200. Texte, Übersetzungen, Einführungen und Erläuterungen. Bd. 1: Literarisierung der Volkssprache: Die Anfänge und Fortschritte theoretischen und pragmatischen Wissens*. Berlin u. Boston: De Gruyter 2022, S. 7f.) sowie den ‚Hicila-Vers‘ (vgl. dazu Müller [Anm. 2], S. 266 [Text mit nhd. Übersetzung], S. 390 [Kommentar]).

Abb. 9: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. 131.1 Extrav., Bl. 2r
(um 975, 'Codex Discissus')



Quelle: <http://diglib.hab.de/mss/131-1-extrav/start.htm?image=00007>

Abb. 10: München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 14, Bl. 125r (Anfang 10. Jh., „Sigiharts Gebete“, dazwischen Benediktion, darunter Schreiberkolophon).



4.

Kommen wir zu einem abschließenden Fazit: Schriftlichkeit in der Volkssprache bildet in der frühen Phase der deutschsprachigen Literaturgeschichte, auf die wir uns konzentriert haben, einen absoluten Sonderfall, der statistisch gegenüber der lateinischen Schriftlichkeit im Promillebereich liegt. Der Sprung aus der Mündlichkeit in eine sehr exklusive und elitäre Form von Schriftlichkeit wird überhaupt erst ermöglicht durch die Christianisierung und durch die Benediktinerklöster als Trägerinstitutionen. Wir sollten uns dabei keine falschen Vorstellungen machen hinsichtlich einer ‚Initialzündung‘ oder der einen ‚Urszene‘ volkssprachiger Schriftlichkeit, wie wir am Beispiel der St. Galler Übersetzung von Joh 19,38 gesehen haben: Es handelt sich um einen langen literarhistorischen Prozess mit Inselcharakter von volkssprachigen Bezeugungen, die an verschiedenen Orten vorkommen und sich bis zum Ende des 12. Jahrhunderts immer weiter verdichten. Würde man eine vergleichbare Abbildung wie Abb. 2 für das 12. Jahrhundert erstellen, ergäbe sich ein bereits viel dichter gewebter Teppich deutschsprachiger Textüberlieferung. Existiert im Frühmittelalter also eine deutschsprachige Buchkultur? Wir können die Frage nun vorsichtig und mit einigen Differenzierungen bejahen. Es gibt sie, aber es gibt sie nur im ‚Paket‘ mit einer Reihe weiterer Elemente, vor allem mit Typen und Traditionen aus der lateinischen Schriftlichkeit und mit Bildern als zentralen Bezugsfeldern, für die nach und nach auch die Volkssprache eine Rolle spielt und durch die sich Schritt für Schritt die Dignität volkssprachiger Bücher herausbilden kann. Damit sind wichtige Linien für die höfische Schrift- und Buchkultur des 12. und 13. Jahrhunderts vorgegeben.²⁶

26 Wolf, Jürgen: *Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachigen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer 2008 (= *Hermæa* N.F. 115).